

Einleitung

Eine Soziologin und ein Soziologe arbeiten – mehr oder minder zufällig – Tür an Tür. Sie gehen ihrem Tagesgeschäft an der Universität nach. Dabei stellen sie auf Lehrkonferenzen, bei gemeinsamen Prüfungen oder bei der gemeinsamen Betreuung von Examensarbeiten fest, dass sie das intellektuelle Interesse an einigen Themen und Gegenständen teilen. Diese gehören nicht gerade zum derzeitigen ›mainstream‹ des Faches, sondern eher an die kreativen, transdisziplinären Ränder: Sie interessieren sich beide z.B. für emanzipatorische (neue) soziale Bewegungen, für die Ambivalenzen von Populärkulturen, für die Reflexivierung von Sexualitäten und Begehren im 20. Jahrhundert, für den Begriff der Postmoderne und für die spezifischen zeithistorischen Zusammenhangskonstellationen dieser Phänomene in den USA sowie der BRD (und im Vergleich). Die Soziologin kennt sich dabei aus mit dem »*Second Wave*«-Feminismus der 70er Jahre und den *identity politics* im feministischen Kontext; der Soziologe kennt sich aus mit den »*Counter Cultures*« der 60er und den Geschlechtsrollenkonfusionen in der Hippie-Kultur; sie hat zu feministischen Körperpolitiken in den 70ern und 90ern gearbeitet, er zu den künstlerischen Avantgarden seit Beginn des 20. Jahrhunderts; der Kulturosoziologe hat einen in der Ästhetik und Kunst verorteten Begriff von Postmoderne, die Geschlechtersoziologin hat einen Postmoderne-Begriff, der gesellschaftstheoretisch und epistemologisch konturiert ist; wenn er von »*queer*« spricht, meint er z.T. etwas anderes, als wenn sie es tut, und wenn sie von »Befreiung«/»*liberation*« spricht, führt sie einen anderen Begriff im Mund als wenn er ihn ausspricht. Diese (und andere) Divergenzen sind indes, so stellen die beiden in kollegial-produktiver Manier fest, weder Zufall noch intellektuelles Hindernis. Im Gegenteil. Neugierig machen sie sich auf, ihre Perspektiven und Wissensbestände in einen Dialog zu bringen. Das Ergebnis ist dieses Buch.

Im Zentrum unseres Interesses stehen die *queer politics* und die damit verbundenen Positionen von *queer theory*. Jene Ansätze also, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten auf die Reflexivierung und Politisierung von Sexualität(en), der Kritik an den – zunächst und vor allem, aber nicht ausschließlich – mit Sexualität verbundenen Normierungen von Identitäten und Kollektiven zielen sowie auf die Herrschaftsförmigkeit von normalisierenden Identitäten überhaupt. *Queer* steht nicht für die schlichte Bindestrich-Zusammenführung von »schwul-lesbisch«, obwohl auch dies eine Dimension queerer Praxis darstellt, sondern für eine vielfältige, herrschaftskritische, um prozessuale Reflexivität bemühte Auseinandersetzung mit den Chancen und Risiken moderner Identitätslogiken und ihrer historischen Materialisierung vor allem im Bereich von Sexualitäten und Geschlechtern. Damit ist queer ein komplexes, vielschichtiges und je nach Kontext differentes Feld intellektueller und sozialer Debatten. Queer hat aber – möchte man angesichts mancher euphorischer Originaritätsrhetorik in gegenwärtigen Seminaren und pop-kulturellen Veröffentlichungen meinen – eine mehr oder minder lange und mehr oder minder sichtbare (Vor-)Geschichte. Auch »*queer*« hat eine Genealogie, deren Konturierung und (Re)Präsentation inzwischen zu einem Feld intellektueller, politischer, sozialer Auseinandersetzungen geworden ist. Wir verfolgen in diesem Band speziell die US-amerikanische Geschichte sexueller Politiken, deren gegenwärtiges Stadium als »*queer*« auf den vorläufigen Begriff gebracht werden kann, in mehreren Schritten und aus unterschiedlichen Perspektiven. Diese sind weder erschöpfend noch endgültig und schon gar nicht indiskutabel.

Für unser Thema – die kritische Reflexion von Körper- und Sexualpolitiken durch Feminismus, Postmoderne und *Counter Cultures* – ist vor allem der US-amerikanische künstlerische Aktivismus im Kontext sozialer Bewegungen von Interesse. Denn Theorien verdanken ihre Entstehung nicht allein akademischen Diskursen, sie sind vielmehr oft mit emanzipatorischen Bewegungen verflochten. Wir möchten mit diesem Buch die Spezifika der US-amerikanischen Verflechtungen von progressiver Politik, Kunst und Theorie seit den 50er Jahren skizzieren, die die Komplexität und Radikalität von queer überhaupt ermöglicht haben. Die Rekonstruktion und Reflexion der entsprechenden zeithistorischen Konstellationen der USA von den 50ern bis zu den 90ern stellt den chronologischen Rahmen unserer Kapitel dar. Inhaltlich verfolgen wir dabei diese Fragen:

- Wird das Zusammenwirken verschiedener Ungleichheits- und Differenzachsen wie Sexualität, Geschlecht, Klasse reflektiert?
- (Wie) Wird das Verhältnis von sozialer Praxis, sozialem Wandel und sozialen Lebenswelten einerseits und kulturell-ästhetischen Praxen andererseits thematisiert? Werden in einem spezifischen Kontext Kunst bzw. kulturelle Produktionen als autonom konzipiert? Oder als Teil sozialer Praxis? Wird Kunst und Kultur eine politische Dimension zugeschrieben und wenn ja, welche?

- Wie verhalten sich Repräsentationen und soziale Wirklichkeit zueinander? Dies berührt über die Kunst und Kultur im konventionellen Sinne hinaus auch und vor allem die sprachliche Dimension sozialer Wirklichkeit und führt zur komplexen Frage der *Sichtbarkeit*.
- Was wird in Kunst, Theorie und politischen Aktionen sichtbar gemacht? Was wird dabei zugleich unsichtbar?

›Sichtbarkeit‹, *visibility* ist vor diesem skizzierten Hintergrund das zentrale Thema unserer Überlegungen. Denn sicherlich ist die öffentliche Sichtbarkeit einer der prominentesten Schauplätze jeglicher Politik – sei es in ihrer diskursiven bzw. semantischen Variante (welche Begriffe, Deutungen, Worte sind vernehmbar und welche zum Schweigen gebracht?) oder in ihrer bildhaften, ikonographischen Version (welche Bilder haben Menschen von sozialer Wirklichkeit?). Dabei ist das enge und zugleich komplexe Verhältnis zwischen dem »Sicht- und dem Sagbaren« (Maassen/Mayershauser/Renggli 2006: 8) wichtig. Die »Ökonomie der Aufmerksamkeit« (Frank 1988) ist zu einem dominierenden Prinzip der (Post-)Moderne geworden, vor allem durch die stetig zunehmende Durchdringung der westlichen Lebenswelten mit einer Vielzahl visueller Medien. Bilder spielen folglich in der Konstruktion, Interpretation und der Veränderung sozialer Wirklichkeit eine herausragende Rolle. Dies betrifft keineswegs nur die als solche sichtbaren Bilder, sondern auch jene sprachlichen Bilder, ohne die unser Denken um einiges ärmer wäre: die Metaphern. Ohne dass es uns bewusst ist, sprechen wir fast permanent in Bildern: Wir vernehmen einen Redefluss, sehen die politische Landschaft, kriegen einen dicken Hals, fallen durch die Maschen des sozialen Netzes, greifen zu kurz usw. Sprachwissenschaftlich lässt sich durchaus behaupten: Sprache ist metaphorisch, weil das menschliche Denken in weiten Teilen metaphorisch, d.h. bildhaft und diffus ist. »Für das menschliche Verstehen sind sie [die Metaphern, d.V.] von zentraler Bedeutung« schreiben Lakoff/Johnson in ihrem Standardwerk zur Metaphertheorie (Lakoff/Johnson 1998: 138). Metaphern und Bilder setzen Bedeutungsspielräume frei. Sie versinnbildlichen Bedeutungen, sie sind uneindeutig und dabei intuitiv verständlich. Nicht zuletzt deshalb produzieren und transportieren sowohl konkrete Bilder (auf Plakaten, im Fernsehen, im Internet, in Schulbüchern usw.) wie metaphorische Bilder (Begriffe, Redewendungen) politische Semantiken. Diese sind enorm wirk- und realitätsmächtig. Und nimmt man die hermeneutische Natur von Metaphern und erst recht von konkreten Bildern auch soziologisch ernst, werden Begriffe, Metaphern und Bilder zu einem produktiven Gegenstand der Analyse. Sie fungieren als Anzeiger für das, was bei Foucault »Episteme« heißt, also für eine epochenspezifische Art zu denken, für den Wissensvorrat einer spezifischen Zeit – und einer oder mehrerer spezifischer Gruppen, Milieus, Generationen usw.¹ Wer verwendet welche Metaphern und Bilder, um genau was auszudrücken? Warum machen bestimmte Metaphern für bestimmte Gruppen

zu einer bestimmten Zeit Sinn? Was für Möglichkeiten eröffnen spezifische Metaphern, welche schließen sie aus? Gerade hiermit spielen in kritischer Absicht die Arbeiten vieler Künstler/-innen im Umfeld der neuen sozialen Bewegungen.

Wir setzen ein mit zwei Kapiteln, die aus der Sicht der Gesellschaftstheorie und aus der Sicht der ästhetischen Theorie den Postmoderne-Begriff beleuchten. Dies deshalb, weil queeres Denken und queere Praxis durchaus als postmoderne Phänomene begriffen werden können. Was dies heißt, das ist einer genauen Betrachtung wert. Und bei genauer Betrachtung erweist sich der Begriff der Postmoderne als äußerst vielschichtig. Wie die einschlägigen Debatten um den Gegensatz zwischen Moderne und Postmoderne der 80er und 90er Jahre zeigen, bezieht sich *postmodernity* auf eine sozialwissenschaftlich-politische Zeitdiagnose, d.h. eine qualitativ von der industriell geprägten bürgerlichen Moderne unterscheidbare gesellschaftliche Verfasstheit, deren Kernmerkmale in der Pluralisierung und Reflexivierung von Lebensweisen, Normen und Biographien bestehen. *Postmodern theories* hingegen stellen eine ›Denkweise‹ dar, ein Bündel an theoretischen Positionen, die im Kern auf eine mehr oder minder radikale Infragestellung (vermeintlich) moderner Subjektentwürfe, Rationalitäts-, Objektivitäts- und Fortschrittserzählungen (Lyotard) zielen. Darüber hinaus schillert der Begriff der Postmoderne in den verschiedensten Kontexten: Architektur, Philosophie, Ästhetik, Subjekttheorie, Soziologie, Kunst usw. Das Kapitel »*Postmodernismus als Politisierung der Kunst – Kulturelle Implikationen der Protestbewegungen in den USA*« stellt den Postmodernismus-Begriff als einen Kampfbegriff vor, wie er sich im Kontext der US-amerikanischen künstlerischen Praktiken entwickelt hat, die ihren Lebensgeist aus den gegenkulturellen Bewegungen gewannen. Diese künstlerischen Praktiken entstanden nicht aus dem Nichts, nicht als spontane Neuschöpfung. Sie haben eine Vorgeschichte, die aus den Errungenschaften der mitteleuropäischen Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts schöpft. Bereits in den Jahren um 1900 hatte der Jugendstil den Kunstbegriff aus dem Griff der Galerie- und Museumskultur gelöst und radikal auf die Gestaltung von Gebrauchsgegenständen erweitert. In internationaler Kooperation mit verwandten Bestrebungen in anderen Ländern hatte dann nach dem Ersten Weltkrieg das Bauhaus diese Ideen aufgegriffen und pragmatisch auf die Grundlage rationaler Industrieproduktion gestellt. Parallel dazu hatten die Dadaisten und Surrealisten Methoden entwickelt, ihre Kunst mit politischem Aktivismus zu verbinden. Damit ist bereits angedeutet, dass die Saat der historischen Avantgarde in den USA aufging. Denn dort griff die Kunstwelt vor allem die künstlerischen Praktiken und Ideen der Avantgardisten auf, während der in Deutschland durch den Faschismus verursachte Kahlschlag der Kunst nachhaltig wirkte. Auch im Klima des Kalten Krieges der Nachkriegsjahrzehnte konnte die avantgardistische Kunst sich nicht wieder etablieren. Insofern trat der Postmodernismus das unmittelbare Erbe der historischen Avantgarde an. Diese

Zusammenhänge darzustellen ist erforderlich, weil sich aus der Sicht der ästhetischen Theorie ein anderes Bild des Postmodernismus ergibt als aus der Sicht der Gesellschaftstheorie. Die postmodernistischen Künstlerinnen und Künstler haben nicht nur vorgegebene Ziele artikuliert, sie waren unmittelbar in die Produktion der politischen Bewegungen eingebunden.

Im Kapitel »*Postmoderne Geschlechter – Feminismus in der Postmoderne*« werden Entstehungskontexte, gegenwärtige Debatten und Schnittmengen mit anderen Perspektiven postmoderner feministischer Theorieströmungen herausgearbeitet. Dabei geht es vor allem um die Frage der »Gewordenheit« des Geschlechts in konstruktivistischen, dekonstruktiven und postmodernen sowie poststrukturalistischen Formulierungen. Die »Auflösung« der Kategorie »Frau«, die Verflüssigung der Bedeutungen und Semantiken der Geschlechter und die Dezentrierung selbiger stehen – darauf geht auch dies Kapitel ein – nicht allein in einer theoretisch-akademischen Genealogie, sondern beziehen sich auch auf die neuen politischen und sozialen Bewegungen seit den 60er Jahren. Die als genuin postmodern geltende utopische »Vision der Pluralität« (Welsch) greift auch das auf, was bereits postkoloniale und andere minorisierte Stimmen in den USA kritisch formuliert haben und hatten: Lesbische Frauen, »Women of Color« und andere hatten schon früh und z.T. radikal auf ihre Differenz zum weißen, heterosexuellen, Mittelschichts-Feminismus etwa der *NOW* (*National Organization of Women*) insistiert. Für diese Frauen und ihre politischen Standpunkte hat Pluralität eine spezifische, politisch außerordentlich kritische Dimension – die oftmals in den abstrahierenden, generalisierenden Ausführungen zu (philosophischen) Theorien der Postmoderne verloren zu gehen droht. Denn in den feministischen Versionen der postmodernen Kritik an den »großen Erzählungen« spielt die Erzeugung von »Minderheiten«, »Anderen«, »Differenten«, »Anormalen« eine zentrale Rolle. Das »Andere« der modernen Vernunft war und ist – so die postmoderne feministische Kritik – weiblich, schwarz, primitiv, emotional, natürlich. Das »Andere« ist im Verhältnis zum Universellen partikular, abnorm, eben anders. Damit geht immer auch eine implizite Abwertung einher, wie insbesondere eine dekonstruktive Lesart der Moderne im Sinne Derridas zeigt. Und deshalb spielt auch im Kontext postmoderner feministischer Debatten die (Un)Sichtbarkeit etwa von Subjekten oder von Sexualitäten eine wichtige Rolle. Was wird als Norm, als das Normale sichtbar gemacht – und was als das Abnorme?

Während das Kapitel »*Von »sex perverts« zu »Liberation NOW«*« die Geschichte der Reflexivierung von Sexualität und Geschlecht in den so genannten »Homophilenorganisationen« der 50er bis 70er Jahren verfolgt und dabei vor allem die Pluralität der Positionen innerhalb dieser Gruppen nachzeichnet, widmet sich das Kapitel über die »*Psychedelischen Welten, Feminisierung und Keimzellen queerer Kultur*« der Bandbreite der Hippie-Bewegung. Beide Kontexte stellen auf unterschiedliche Weise die Vorgeschichte der *Queer Movements* dar, wie sie sich seit den späten 80er Jahren herausbilde-

ten. In den ›Homophilenorganisationen‹ der 50er und 60er – etwa *DOB* und *The Mattachine Society* – gab es, entgegen einiger heutiger Lesarten auch und gerade aus dem queeren Spektrum, eine Vielfalt an Standpunkten, die sich vor allem um die Frage der ›Sichtbarkeit‹ rankten. Diese Auseinandersetzungen sind heute keineswegs obsolet, auch wenn sich die Begriffe und die politische Semantik verändert haben: Als ›was‹ und als ›wer‹ woll(t)en Menschen anerkannt werden, die sich selbst als »Perverse« zu sehen gezwungen waren? Geht es darum, als so normal wie alle anderen angesehen zu werden? Oder gerade darum, als Andere und Differente rechtliche und politische Teilhabe zu fordern? Geht es gar darum, eine ›eigene‹ (Sub-)Kultur zu bilden – vergleichbar den anderen verfolgten ›Minoritäten‹? Was eint Schwule oder Lesben? Diese und weitere Fragen werden, darauf legt das Kapitel das Augenmerk, nicht erst seit den 90ern oder seit Stonewall (Ende der 60er) verhandelt, sondern bereits in den 50er Jahren.

Unabhängig von den Organisationen, die im engeren Sinne politische Ziele verfolgten, war – ebenfalls in den 50er Jahren – die zunächst rein kulturelle Bewegung der *Beats* entstanden. Deren Kern bildeten Poeten und Romanautoren. Diese kleine Gruppe wurde, ohne es angestrebt zu haben, zu einer Art Elterngeneration der – bereits ein Jahrzehnt später zahlenmäßig erstaunlich angewachsenen – Bewegung der Hippies. Und wie es in den Beziehungen zwischen den Generationen geschehen kann, lernten die Jüngeren viel von den Älteren und schätzten sie in manchen Hinsicht als Wortführer, zugleich jedoch grenzten sie sich aber auch von ihnen ab, indem sie sich deutlicher politisierten und ihre Ziele durch Demonstrationen zum Ausdruck brachten. Die *sexual revolution* der Hippies war Bestandteil eines breiten Spektrums des politischen Aktivismus. In körperpolitischer Hinsicht war ihre Tendenz darüber hinaus durch eine *allgemeine Feminisierung* gekennzeichnet, die sich ebenso in im Kleidungsstil der Hippies wie in ihrem Habitus ausdrückte. Dadurch spielten bei ihnen, anders als etwa bei der politischen Linken, homophobe Haltungen keine nennenswerte Rolle. Bereits die Beats, deren Jünger die Hippies in vielerlei Bezügen waren, hatten Homoerotik offen gelebt. Die Hippiekultur, wie sie sich in psychedelischen Werken manifestierte, war sensibel für die Formen, in denen am Körper – und seiner Ausweitung durch die Kleidung – Disziplin ausgeübt und hingenommen wird. Diese Bewegung war auch durch eine abgrundtiefe Abneigung gegenüber bürgerlichen Werten geprägt. Dadurch ebnete sie den Weg für die frühen Formen einer queeren Kultur, die sich exemplarisch in der Gruppe der *Cockettes* ausdrückte. Zugleich formierte sich in den feministischen Kontexten auch eine Kritik am impliziten und latenten Sexismus innerhalb der gemischten *Counter Cultures*, der als Sexismus auch und zunehmend in den Homophilenorganisationen kritisiert wurde.

Daran schließt das Kapitel »Kritik der Identität, Kritik der Normalisierung – Positionen von *Queer Theory*« an. Es greift die Fäden der Postmoderne und der (Un)Sichtbarkeit in gesellschaftstheoretischer und herrschafts-

kritischer Weise wieder auf. Es rekonstruiert die Bezugspunkte der Normalisierungs- und Identitätskritik, die queer vor allem anhand des Feldes der Sexualität formuliert. Zu diesen Bezugspunkten gehört die zuvor bereits im komplexen Feld feministischer Theorie und Praxis vollzogene Dezentrierung von Geschlecht, d.h. der praxeologischen Anerkennung und theoretischen Wendung von Intersektionalität verschiedener sozialer Differenzen. »Women of Color«, lesbische Frauen und viele andere Gruppen hatten bereits seit den 80ern auf die problematischen Implikationen des so genannten mainstream-Feminismus hingewiesen, der sie – als ›Lesben‹, ›Schwarze‹ oder ›Jüdinnen‹ – erst zu Anderen machte, sie minorisierte und sie zugleich paradoxerweise in ihrer Differenz auslöschte. Adrienne Rich und Monique Wittig rückten den gesellschaftlich hergestellten normativen Zusammenhang von Geschlecht und Sexualität in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen und kritisierten, dass Lesbisch-Sein normalerweise faktisch bedeute, keine richtige Frau zu sein. Die Instabilität des Konzepts »Frau«, welches durch die schiere Existenz von Lesben ins Wanken geraten kann, ist beispielsweise für Wittig eine utopische, eine positive Vision, die im queeren Kontext (zeitlich nachfolgend) wieder aufscheinen wird. Das Signifikat »Frau« kann, so wird sich zeigen, ob seiner internen Differenzen nicht durch ein Zentrum oder eine Essenz zusammengehalten werden. Derart (dekonstruktivistisch) argumentiert, wie das Kapitel darstellt, auch Judith Butler. Sie nimmt die Dezentrierung des Konzepts ›Frau‹ als Ausgangspunkt für weitreichende theoretische Reflexionen, die zugleich politisch bedeutsam sind. Dies verweist auf die in feministischen Kontexten produktive theoretische Wendung politischer Probleme, die z.T. aus der sehr konkreten Alltagspraxis stammen: Die Hinwendung zu post-strukturalistischen, z.T. postmodernen und dekonstruktiven sowie konstruktivistischen Strömungen spiegelt die Notwendigkeit und den Versuch, Praxis und Politik gewissermaßen auf neue Füße zu stellen. Auch dies ist ein zentrales Element queeren Denkens.

So wie die Kategorie Geschlecht praxeologisch und theoretisch ins Wanken gerät, rüttelt queeres Denken an den Kategorien sexueller Identität. Die Aids-Krise der frühen 80er Jahre markiert dabei einen historischen Punkt, einen »queer moment« (Hark 2005a), der eine sehr spezifische Verflechtung von sozialer Bewegung, ästhetisch-künstlerischer Praxis und von Theorie in den USA darstellt. Das ethnische bzw. ethnischierende Minderheitenmodell – »wir als differente Minderheiten der Lesben, der Schwulen, der Frauen ...« – wurde durch die »Grenzen der Identität« selbst (Jagose 2001: 78ff.), die sich in den verschiedenen Auseinandersetzungen etwa um den ›richtigen‹ Sex von Lesben, die ›richtige‹ Lebensweise von Schwulen, die ›richtige‹ Identität von Feministinnen usw. und in der Komplexität der Gleichzeitigkeit verschiedener sozialer Positionen wie Ethnizität, Sexualität, Klasse, Geschlecht kristallisierten sowie durch die in der »Aids-Krise« angelegten Probleme und der durch diese ausgelösten Auseinandersetzungen

zugunsten handlungs- und praxenbezogener konkreter Bündnisse abgelöst, die manche als postmodern bzw. poststrukturalistisch betrachten.

Die »Aids-Krise« beendete die vergleichsweise ruhige Phase der 70er Jahre, einer Epoche, während der viel Energie in das Ausbauen und Befestigen der in den dynamischen 60er Jahren erreichten Erfolge floss. Als jedoch das volle Ausmaß der tödlichen Bedrohung durch Aids im Laufe der 80er Jahre zunehmend ins Bewusstsein trat, lebte der politische Aktivismus mit vollem Elan wieder auf. In diesem Kontext entwickelten sich *queere* Praxis und – damit zusammenhängend – die *queer theory*. Das Zentrum des Aktivismus war diesmal New York. Auch dieses Mal ging es um den Kern dessen, was zwei Jahrzehnte zuvor als sexuelle Befreiung bezeichnet worden war. Konservative Politiker und Kirchenfunktionäre versuchten, das Rad der Geschichte wieder in die 50er Jahre zurückzudrehen, indem sie das HI-Virus als Vehikel zur Durchsetzung traditionell bürgerlicher Familienwerte benutzten. Ihre Propaganda lief darauf hinaus, Promiskuität ebenso wie nicht-reproduktive sexuelle Praktiken für die Krise verantwortlich zu machen. Statt die HIV-Infektion als ein medizinisches Problem aufzufassen, wurde sie unter moralischen Gesichtspunkten behandelt. Als Reaktion bildete sich im Frühjahr 1987 die Bewegung *ACT UP (AIDS Coalition To Unleash Power)*, der in diesem Buch das Kapitel »*Politisierung der Queer Culture durch ACT UP*« gewidmet ist. Sie wurde angestoßen von einer zunächst kleinen Gruppe, die öffentlichkeitswirksam mit dem Plakat *SILENCE = DEATH* die Aids-Krise als eine politische Krise definiert hatte. Die Arbeitsweise der Bewegung *ACT UP*, die rasch wuchs, griff die Protestformen der *Counter Culture* der 60er Jahre auf und entwickelte sie weiter. Damit entstand eine durchsetzungsfähige Bewegung, die auf mehreren Ebenen durch pragmatisch angelegte Aktionen Erfolge erzielte, indem sie sich medienwirksam mit dem Thema (Un)Sichtbarkeit auseinandersetzte. *ACT UP* ging kapitalismuskritisch große Pharma-Konzerne an und erreichte, dass sie ihre Preispolitik deutlich revidierten, und dass sie die Neuzulassung von Medikamenten beschleunigten und nicht – wie üblich – ihrer Profitpolitik unterordneten. Ein weiterer Erfolg war, dass kompetente Personen, die aus der Bewegung stammten, mit Stimmrecht in die Organisationen der staatlichen Forschungslenkung aufgenommen wurden. Außerdem trug sie zu einer erheblichen Stärkung der emanzipatorischen Kräfte in der Politik bei. Den Kern der Bewegung jedoch bildete notwendigerweise das Aufleben eines *queer movement*, also der Kampf um Repräsentation all derjenigen, die der Norm der Heterosexualität und damit des bürgerlich-konservativen Lebenszuschnitts von Ehe und Familie widersprechen.

ACT UP war erfolgreich, weil sich Kollektive von Künstlerinnen und Künstlern gebildet hatten, die postmodernistische Praktiken aufgriffen. Am Anfang stand die Gruppe *Gran Fury*, die die Bewegung mit Plakaten und anderem Werbematerial ausstattete. Bald folgten weitere Kollektive, die sich um unterschiedliche Themenbereiche der Krise gruppierten. In der Zeit-

schrift Artforum wurden ihre Arbeiten als »*Agit Pop*« gefeiert, in Anlehnung an den »*Agit Prop*«-Begriff der historischen Avantgarde der 20er Jahre (dabei wurde das »*Prop*«, als Abkürzung für »*Propaganda*«, durch »*Pop*« ersetzt, um darauf hinzuweisen, dass die ästhetischen Wurzeln des Neuen der Pop Art verpflichtet sind). Die Grafiken dieser Künstler/-innen-Kollektive zielten darauf ab, die effektiven Methoden der Warenwerbung für die Zwecke der politischen Bewegung zu nutzen. Insofern griffen ihre Verfahren in gewisser Weise die Praxis der Appropriation wieder auf, die in der frühen Postmoderne entwickelt worden waren. Zugleich unterschieden sie sich aber davon, indem sie die Entwicklung des Mediensystems zum Ausgangspunkt ihrer ästhetischen Strategien machten und auf die Medientauglichkeit ihrer Grafiken achteten. So hatte zwanzig Jahre früher das psychedelische Plakat dadurch Aufmerksamkeit auf sich gezogen, dass es den Leseprozess verlangsamte und insofern in der Flut der Plakatwerbung auffiel. Dagegen sind die Plakate aus dem *ACT UP*-Bereich in einer Weise gestaltet, dass ihre klaren Bilder und ihre serifenlose Grotesk-Typografie sogar noch in der Berichterstattung durch das Fernsehen und auf dem Presse-Foto lesbar bleiben. Auch dieser Stil folgt der Bauhaus-Maxime »*form follows function*«, nun auf der Stufe des engen Verbundes von Plakat- und Fernsehwerbung, wie er in den späten 80er Jahren erreicht war.

Ans Ende des Buches sind *Werkverzeichnisse* gesetzt. Sie umfassen die Arbeiten der Gruppen *Gran Fury*, *Fierce Pussy*, *DAM* (Dyke Action Machine); darüber hinaus ist ein Teilbereich der Arbeiten des *ACT UP outreach committee* aufgelistet. Mit dieser Präsentation von vier der wichtigsten *artists groups* soll eine tragfähige Grundlage für die Rezeption des künstlerischen Aktivismus gegeben werden.

Damit der Text flüssiger lesbar ist, wurden alle fremdsprachigen Zitate ins Deutsche übersetzt. Wir danken unseren Hannoveraner Studierenden für kritische und anregende Nachfragen sowie für ihre Diskussionslust in verschiedenen Lehrveranstaltungen. Besonders danken möchten wir Katharina Zimmermann für die Hilfe bei der Erstellung des Manuskripts, die weit über die Arbeit an technischen Details hinausging.

Anmerkung

1 | Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981, S. 272: »Unter Episteme versteht man [...] die Gesamtheit der Beziehungen, die in einer gegebenen Zeit die diskursiven Praktiken vereinigen können, [...]«

Literatur

- Michel Foucault (1981): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Georg Frank (1988): *Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf*, München/Wien: Hanser.
- Hark, Sabine (2005a): »Queer Studies«. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln u.a.: Böhlau, S. 285–303.
- Jagose, Annamarie (2001): *Queer theory: eine Einführung*, Berlin: Querverlag.
- George Lakoff/Mark Johnson (1998): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Sabine Maasen/Torsten Mayerhauser/Cornelia Renggli (2006): »Bild-Diskurs-Analyse«. In: dies. (Hg.): *Bilder als Diskurse. Bilddiskurse*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 7–26.